

Der fahrende Skolast

SÜDTIROLER HOCHSCHÜLERZEITUNG

5. Jahrgang, Nummer 3

Bozen, Juli 1960

Jahresabonnement 500 Lire



Portrait eines Studenten

Kreidezeichnung von Rudolf M. Complojer Foto: Ernst Petril

Studium in Italien?

Diese Frage stellt sich jedem Südtiroler Hochschüler, vornehmlich dem Naturanwender. Sie läßt sich nicht so ohne weiteres beantworten, weil es sich dabei — auf Grund der besonderen Lage, in der wir uns in Südtirol befinden — nicht nur um eine rein private Studienangelegenheit eines einzelnen handelt, es steht hier mehr auf dem Spiel. Deshalb ist es notwendig, daß man darüber diskutiert. Von bemerkenswert unvoreingenommener Art ist der nachstehend abgedruckte Diskussionsbeitrag eines Südtiroler Hochschülers, der einige Zeit in Italien studiert hat und nun in Deutschland sein Studium fortsetzt. Die Red.

Das Reifeprüfungszeugnis einmal in der Hand zu haben, danach schnt sich jeder Schüler als nach dem ersten Ziel; er läßt die Schule hinter sich und manches andere, das man ihm dort im Namen der „Allgemeinbildung“ eingehändig hat, er tritt in die Freiheit. Aber schon nur ein erstes Ziel ist erreicht. Ich muß mich für ein Fach entscheiden, und nicht für jeden ist dies eine leichte Wahl. Für uns Südtiroler kommt dazu noch eine andere Frage, da wir — zum Glück — keine Hochschule im eigenen Land besitzen: An welcher Universität soll ich studieren, soll ich nach Oesterreich oder Deutschland gehen, oder soll ich mich an einer italienischen Hochschule inskribieren? In manchen Fällen wird diese Frage schon durch die Wahl des Studientages beantwortet: Germanistik wird man zweckmäßigerweise im deutschen Sprachraum studieren. Wendet man sich jedoch der klassischen Philologie, der Mathematik oder der Medizin zu, wie sieht es dann aus? Kann man diese und ähnliche Fächer auch in Italien studieren? Lohnt es sich überhaupt für einen Südtiroler, auch einmal in Italien es zu versuchen; in Florenz, in Padua, in Mailand?

Mancher wird sich sagen, die Antwort darauf werde für jedes Fach ganz verschieden lauten. Er hat nicht ganz unrecht. So findet es einer „selbstverständlich“, daß man Germanistik und Philosophie nicht in Italien studiert. Warum auch Philosophie? Ich finde es nicht selbstverständlich. Wäre zum Beispiel ein Jahr, in dem man sich an einer italienischen Hochschule um philosophische Fragen bemüht, als verloren zu buchen, bloß „weil Italien keine bedeutenden Denker hat“, „weil dem italienischen Geist das Philosophieren nicht liegt“, oder, „weil die Universität in Italien nicht ganz auf der Höhe ist, vieles reformbedürftig ist“? Ja, erneuerungsbedürftig ist vieles an der italienischen Hochschule. Wer sagt, die akademische Freiheit sei sehr eingeschränkt, oder manchmal existiere sie nur als Wunschbild in den Köpfen der Studenten; die Professoren seien vielfach so eine Art Olympier, die sich hin und wieder zu ihrem Publikum herabließen, im übrigen aber keinen Umgang pflegten mit der Masse der Studenten; in den naturwissenschaftlichen Fächern bestehe kein Gleichgewicht zwischen Theorie und Praxis; wer das sagt, sagt es nicht ohne Berechtigung. Der Unterrichtsminister Medici selbst hat den Sachverhalt am treffendsten gekennzeichnet: „Die Trennung zwischen Leben

und Schule in Italien ist eine Tatsache, die bereits historisch geworden ist.“ Während die deutsche Universität mit einer korporativen Verfassung und weitgehender Selbstverwaltung ausgestattet ist, ist es in Italien, ähnlich wie in Frankreich, allein der Staat, der die Lehrstühle schafft und besetzt. Das führt zu einer Uniformierung dieser Lehranstalten, die dem Studenten einen Hochschulwechsel zwar erleichtert, in kultureller Hinsicht jedoch sich nicht sehr förderlich auswirkt. Noch auf einen Sachverhalt muß hingewiesen werden. Es ist ein leitender Gedanke aller Gestalter und Umgestalter des Schulwesens in Italien gewesen, die Hochschulausbildung müsse solcherart sein, daß der junge Doktor prinzipiell jedes Problem, das in seinen Fachkreis fällt, erfassen und lösen könne. Dazu genüge es, den Studenten mit der gesamten Theorie vertraut zu machen und zu zeigen, woher diese Theorie kommt. Daß der Student selbst einmal versuche, dieselben Ergebnisse selbst zu finden, sei nicht so wichtig. Nur der Überdurchschnittlich Begabte jedoch weiß auch schon mit der bloßen Theorie etwas anzufangen, nur für ihn könnte diese Lehrmethode einigermaßen passen. Unverkennbar trägt die italienische Universität den Charakter einer Eliteschule; die Geisteswissenschaften sind davon nicht ausgenommen. Es sind besonders in den letzten Jahren verschiedene Möglichkeiten ins Auge gefaßt worden, die Universität neu zu gestalten. Es soll die Zahl der Assistenten stark vermehrt werden und gerade ihnen soll es obliegen, Beziehungen zu knüpfen zwischen Studenten und Professoren. Neue Lehrstühle sollen geschaffen werden und die Möglichkeit geboten werden, sich schon an der Hochschule systematisch zu spezialisieren. Sicher müssen solche und ähnliche Maßnahmen getroffen werden.

Zieht man die obigen Andeutungen in Erwägung, so muß man fast dazu neigen, die anfangs gestellte Frage zu verneinen. Das Problem hat aber noch einen anderen Aspekt; und der ist viel wesentlicher. Um das herauszustellen, frage ich mich, warum ich überhaupt auf die Universität gehe; was ist das Ziel meines Studiums? Sicher ist mir daran gelegen, ein guter Jurist oder ein tüchtiger Volkswirt zu werden, es kann jedoch nicht mein letztes Ziel sein; das ist nicht der Sinn der Universität, sonst müßte sie aufhören, „Universität“ zu sein, die Bezeichnung wäre eine Lüge. Letztes Ziel ist die Bildung. Bildung geht zwar über den Weg der Erfahrung und des Wissens. Ist jedoch nicht damit identisch. Bildung ist eine Kategorie des Seins. Daraus geht hervor, daß ich mir Bildung nicht nur aus Büchern oder im Hörsaal aneigne. Wesentlich ist der Umgang mit Menschen. Daß ich auch den verstehen lerne, der ganz anders geartet ist als ich, und in der Erfahrung dieses Andersartigen erschließt sich mir ein neues Stück Selbsterkenntnis, ein neuer Einblick in die Philosophie, sofern ich darunter mehr verstehe, als bloß zu wissen, daß bei Heraklit das erstmalige der Logosbegriff in den griechischen Gedankenkreis tritt und bei Cusanus et-

was zu lesen ist von der „coincidentia oppositorum“. Niemand wird leugnen, daß man dieses Andersgeartetsein in reichem Maße erfährt, wenn man einmal längere Zeit an einer italienischen Hochschule, zum Beispiel in Florenz, sich aufhält. Mancher mag in einer solchen Begegnung eine Gefahr für die eigenen kulturellen Werte sehen; sie könnten verloren gehen. Ich bin der Meinung, daß gerade durch solche Begegnungen die eigenen Werte erst auf ihre Echtheit und Güte geprüft werden. Noch etwas scheint mir bedeutungsvoll. Die Nationalstaaten haben bis jetzt die einzelnen Völker Europas gegeneinander abgeschlossen. Das wird anders werden, weil es anders werden muß. Wenn einmal diese Grenzen verschwunden sind, dann haben gerade die Volksgruppen an der Grenze die wichtige Aufgabe, eine Brücke zu schlagen und zu vermitteln zwischen zwei Kulturen, denn diese können es am ehesten. Für sie selbst kann es eine Chance werden, in dieser Brückenstellung das Eigene zu bewahren und Neues zu erwerben, um es zu besitzen. Muß dieses Erwerben schon während des Studiums erfolgen? Es ist behauptet worden, das könne man später besser. Aber später könnte es wohl schon zu spät sein. Das Eisen muß man schmieden, solange es glüht; und manches Eisen erkaltet schneller, als man so gemeinhin annimmt.

Doch jedem, der längere Zeit unter Menschen lebt, bei denen er nicht zu Hause ist, wird es so gehen, daß er das Bedürfnis spürt, wieder unter den Seinen zu sein. Das hängt wohl damit zusammen, daß einem letzten Endes das Fremde sich nie ganz erschließt, weil wir doch nicht imstande sind, es ganz zu durchdringen und uns durchdringen zu lassen. Jacob Burckhardt jedenfalls ist überzeugt, daß darin dieses Unge-nügen liegt. Überhaupt scheint es einem auch im Studium so zu ergehen wie beim Lesen eines Werkes: Wieviel menschliche Wärme strahlt Kierkegaard aus, wenn man von Homer berkommt. Aber wie gerne greift man wieder zu Homer, um in dessen erfrischender Unbekümmertheit sich zu befreien von der bohrenden Problematik dieses Dänen. Nirgends ist letzte Befriedigung. Im Wechsel jedoch vom einen zum anderen, im Erwerb des Neuen und wieder in der Rückkehr zum Vertrauten, darin vollzieht sich wahre Bildung. Diese Begegnung mit dem Fremden wird mir zur Begegnung mit mir selbst und zur Erkenntnis meiner Eigengesetzlichkeit. Und um so mehr bin ich Persönlichkeit, je besser ich meinem eigenen Gesetz zu folgen verstehe.

Diese Hinweise dürfen aber nicht dahin ausgelegt werden, als müsse man auch in Italien studieren, um Bildung zu erwerben; man muß gar nichts auf dem Weg zur Bildung, es gibt keine Normen. Bildung vollzieht sich in absoluter Freiheit. Niemand kann mir den Weg vorschreiben, ich muß ihn selbst finden. Auf der Schule mußte ich noch lernen, was mir vorgesetzt wurde. Jetzt bin ich eigener Herr im Hause und kann mir die Wohnung einrichten nach eigenem Geschmack.

Auch in der Bildung führen die verschiedensten Wege zum Ziel; der eine wird länger sein, ein anderer kürzer. Bloß wenn jemand behauptet, der kürzeste sei, das ganze Studium in Innsbruck zu absolvieren, dann möchte ich ihm nur ungern beipflichten.

Peter Mulser

Volkstum und Kultur

WALTER RINKEN

WISSENSCHAFT UND UNIVERSITÄT

Bei den alljährlichen Studententagen der Südtiroler Hochschülerschaft haben wir Gelegenheit, unser Hochschulstudium in dem Sinne zu ergänzen, daß wir unser Augenmerk auf die Probleme unserer Heimat richten. Durch echtes Studium wollen wir uns mit den Aufgaben vertraut machen, die uns Jungakademikern in unserem zukünftigen Tätigkeitsbereich erwachsen.

Dem Südtiroler Hochschüler darf es nicht genügen, sich eine gute Spezialausbildung für seinen späteren Beruf zu erwerben. Er muß sich seiner Verpflichtungen gegenüber Volk und Heimat schon frühzeitig bewußt werden. Die Tatsache, daß man in uns mit Recht die zukünftige führende Schicht sieht, kann uns nur eine Verpflichtung sein, uns ernsthaft auf unsere Aufgaben vorzubereiten, um dem in uns gesetzten Vertrauen gerecht zu werden.

Und für jedes fruchtbare Handeln ist eine genaue Kenntnis der Sachlage unbedingt erforderlich, eine ungefähre Information kann nicht genügen. Dies gilt ganz besonders für die Fragen und Probleme unserer Heimat. Südtirol soll kein „Naturschutzgebiet“ in kultureller und völkischer Hinsicht werden, wir wollen aus eigener Kraft heraus bestehen und auf unserem wertvollen Erbe weiterbauen.

Die Studententagung nun bietet jedem Südtiroler Hochschüler die Möglichkeit, sich eine genaue Kenntnis von den Belangen seiner Heimat zu verschaffen. Es werden keine abstrakten Probleme erörtert, sondern man bemüht sich um eine objektive Gesamtschau der Dinge. Man will sich eine Grundlage schaffen, um mit neuer Initiative und neuen Anregungen an ehrliche Arbeit zu gehen.

Wenn als Leitthema der heutigen Studententagung „Volkstum und Kultur“ gewählt wurde, so geschah dies in kontinuierlicher Fortsetzung der Probleme, die in den letzten Jahren erörtert wurden. Es gibt wohl keinen Zweifel an der eminent großen Bedeutung gerade dieses Themas, gilt doch der Erhaltung der Kultur und des Volkstums Südtirols unser ganzes Bemühen. Und gerade auf diesem entscheidenden Gebiet haben wir Jungakademiker einmal eine große Aufgabe zu erfüllen.

Zunächst soll in den Referaten die geschichtliche Entwicklung und Bedeutung der Kultur Südtirols beleuchtet und gewürdigt werden. Man muß sich der Werte des übernommenen Kulturgutes bewußt werden, will man das Erbe gebührend pflegen und Neues schaffen. Das Studium der Vergangenheit eines Volkes weist auch den richtigen Weg in die Zukunft. Die Stellung der Kirche in unserem Kulturleben, sowie die Aufgaben der deutschsprachigen Schulen werden Gegenstand weiterer Vorträge sein.

Das Kernproblem unserer kulturellen Entwicklung in Gegenwart und Zukunft wird schließlich in einem Referat behandelt werden, das die Kulturarbeit zur allgemeinen politischen Lage unseres Landes in Beziehung bringen wird. Als Minderheit benötigt Südtirol gerade auf kulturellem Gebiet nicht nur eine weitgehende Autonomie, sondern vielmehr eine großzügige Förderung, sollen Volkstum und Kultur des Landes be-

Der hier abgedruckte Beitrag ist der erste Teil eines Vortrags, den cand. phil. Walter Rinken (Essen) auf einer Internationalen Studententagung gehalten hat. Darin soll von diesem für uns zentralen Thema in theoretischen Erörterungen das ins Blickfeld rücken, was dann im zweiten Teil des Vortrags, den wir in einer der nächsten Nummern veröffentlichen werden, von der praktischen Seite her beleuchtet wird. Die Red.

Die Universität ist keine einfach vorhandene Gegebenheit, vielmehr hat die Gesellschaft — wie alle ihre Institutionen — sich auch ihre Universität geschaffen; und mit der Gesellschaft steht auch die Universität im Wandel der Geschichte. Wenn wir unsere Universitäten heute verstehen wollen, so werden wir auch auf ihre Vorgeschichte eingehen müssen. Sie trägt heute als ihr stolzes Zeichen, aber auch als ein Stück ihrer Not, ihre Geschichte mit sich.

Versuchen wir einmal, die wichtigsten Momente aus dieser Geschichte herauszuheben. Wir haben zunächst die „gewachsenen“ Universitäten, die etwa um das Jahr 1200 ihre institutionelle Festigung bekommen: Paris, Bologna, Padua, Salerno. Sie sind nicht wie die anderen, die im Laufe der nächsten Jahrzehnte und Jahrhunderte folgten, aus dem Impuls eines Stifters hervorgegangen, sondern sie sind das Ergebnis einer langen Entwicklung. Vor den bis dahin bestehenden geistigen Zentren, die eine überlokale Bedeutung errangen — etwa berühmte Klöster der Benediktiner, Augustiner u. a., Domschulen, Stadtschulen usw. —, zeichnet sich die neue, institutionalisierte Bildungsarbeit der Universität durch zweierlei aus: einmal durch die größere Unabhängigkeit von dem persönlichen Schicksal einer oder zweier Personen, und zweitens durch die größere Sicherheit in der Lehrorganisation, die wir zusammenfassen als die Summe der Freiheitsrechte, die der Universität schon bei ihrer ersten Stiftung in Paris gewährt sind.

Das Bild wandelt sich, als in den folgenden Jahrzehnten die Stifter-Universitäten folgen, von denen eine der ersten die von Kaiser Friedrich II. um 1210 gestiftete Universität Neapel ist. Diese Stifter-Universitäten zeichnen sich in mehrfacher Weise von

den gewachsenen Universitäten ab. Stärker wirkt sich bei ihnen der Wille des Stifters aus. Und schon gleich bekommt die Freiheit der Lehre ein bedenkliches Nebenzeichen. Formell wird sie aufrechterhalten, aber der Landesherren äußert doch bereits stark und manchmal schon in der Stiftungsurkunde seine Wünsche. Und ein zweites kommt hinzu: Im sich ausbildenden Landesherrentum der weltlichen und geistlichen Fürsten bekommen diese Stifter-Universitäten die immer stärkere Aufgabe, nun für den Dienst dieses Landes die höheren Beamten, Juristen, Mediziner, Theologen heranzubilden. Eine Vorstufe bildet sich, die uns aus der heutigen Universität wohlvertraut ist: es entwickeln sich akademische Berufe.

Der nächste Schritt in der Geschichte der nunmehr nationalstaatlich sich entwickelnden Universität ist für die deutsche Universität mit dem Namen Humboldt verbunden. Die Humboldtsche Universität, auf die unsere heutige zurückgeht, stellt insofern einen Fortschritt dar, als nun zwei Ideale mit aller Eindringlichkeit betont werden: Lehrfreiheit und Verbindung von Lehre und Forschung.

Wenn wir sagen, daß Geschichte insofern Gegenwart ist, als sie in der Dauer, wie Bergson sich ausdrückt, in der Dauer des zusammengepressten Augenblicks lebendig ist, so ist wohl in der Universität von heute eben diese ihre Geschichte, mögen ihre Vertreter auch mehr oder weniger darum wissen, doch lebendig.

Fragen wir jedoch die landläufige Meinung ab, die in der sogenannten „Öffentlichkeit“ über die Universität herrscht, dann sehen wir uns von jenen Idealen weit getrennt. Diese gängige Meinung die auch Hörsaal und Seminar häufig genug beherrscht, hat drei hervorstechende Merkmale:

Einmal begegnet man einer erstaunlichen Überschätzung der Wissenschaften im öffentlichen Leben. Nimmt man nur die Reklame. Es scheint wirksam zu sein, wenn sich ein Artikel umpreisen kann als „unter ständiger wissenschaftlicher Kontrolle hergestellt“, als „wissenschaftlich erprobt“ und „wissenschaftlich empfohlen“. Aber es geht weiter: Politik und Wirtschaft

(Fortsetzung auf Seite 11)

wahrt werden und sich harmonisch weiterentwickeln. Besonders in diesem Punkt müssen wir klar sehen, unsere Möglichkeiten im Rahmen der bestehenden Gesetzgebung erkennen und die vorhandenen Mängel aufdecken und zu beseitigen suchen. Denn auch die rechtlichen Grundlagen einer Kulturautonomie sind durch eine sinngemäße Auslegung des Pariser Abkommens gegeben.

Abschließend sollen in einigen Kurzvorträgen noch alle jene Institutionen zu Worte kommen, die im Kulturleben Südtirols eine bedeutende Rolle spielen und vorbildliche Arbeit leisten. Erst durch die Kenntnis dieser Organisationen erfährt der Hochschüler, wo und

wie er seine jungen Kräfte zum Einsatz bringen kann.

Wir wollen schließlich auch den gesellschaftlichen Wert der Studententagung nicht übergehen. Die an den verschiedenen Hochschulorten zerstreuten Hochschüler lernen sich in einem kleineren Kreise kennen, und diese Kontaktaufnahme ist in Vortragsstößen allein wohl kaum möglich. Immerhin ist es in erster Linie eine Studententagung, die uns Gelegenheit bietet, die Probleme unserer Heimat eingehend zu studieren und zu diskutieren, eine wertvolle Ergänzung unserer akademischen Ausbildung für unsere spätere Tätigkeit in und für Südtirol.

Helmut Amor

FEUILLETON

Welttheater im Burgtheater

Rückblick auf 7 Monate Spielzeit

„Wien hat sein Burgtheater in vollem Glanze wieder!“ Dieser vielverheißende Satz, nach der ersten Premiere der Saison in einem Augenblick der Begeisterung vom optimistischen Stehparterre geprägt (und durch entsprechenden Beifall demonstriert), ist nun, nach sieben Monaten, langsam in die Kulturseiten der Wiener Blätter gedrungen.

Nach allen pessimistischen Unkenrufen und optimistischen Prophetien, die stets einen Wechsel in der DIRECTION begleiteten, haben die vergangenen Theaterabende eines feststellen lassen:

Im Burgtheater wird wieder Welttheater gespielt, Welttheater im deutschen Sprachraum. Von zwei Aspekten kann dieser Zug zum „großen Theater“, deutlich gemacht werden: Berufung der Schauspieler und Spielfangestaltung. In seinen besten Zeiten galt das Burgtheater als erste deutsche Bühne, obwohl außerhalb Deutschlands (im strengsten Sinne) gelegen, und Sprachkultur und Schauspielkunst des Burgtheaters gaben die Norm für alle Bühnen. Im Tauziehen des 19. Jahrhunderts um ein groß- oder kleindeutsches Kulturgefüge wurde diese Vormachtstellung angefochten, ging auch teilweise für kurze Perioden verloren, in denen das Burgtheater österreichischer, ja Wiener Exklusivbesitz hieß. Die Moderne, die aus der Durchblutung der Kulturen ihren Reichtum schöpft, ist auch im Theaterwesen auf Durchdringung und Konfrontierung der Stile aus, und so holt das Burgtheater Schauspieler und Regisseure aus dem gesamten deutschen Sprachraum, wie Werner Düggelin aus der Schweiz, Gustav Rudolf Sellner aus Darmstadt-Berlin, wie Hermann Schornberg, Boy Gobert, Erich Schellow und Maria Wimmer.

Schärfer deckt sich die Formulierung „Welttheater“ mit der Gestaltung des Spielplanes. Hier kann man sowohl inhaltlich wie gestaltlich die Tendenz aufzeigen, die Gesamtheit der Welt in ihren vielfältigen Bezügen und Bindungen auf die Bretter zu bannen, die so im höchsten Sinne „die Welt bedeuten“.

Drei Premieren (ich muß mich in diesem Ueberblick auf das Haupthaus beschränken) spannen diesen Bogen: Schiller — Shakespeares — Sophokles, drei Gipfel der dramatischen Weltliteratur, dazwischen, symmetrisch eingesprengt, zwei noble Vertreter österreichischen Schaffens der Neuzeit: Hofmannsthal und Hochwälder.

Machtvoll setzte das Theaterjahr mit Schillers Wallensteintrilogie ein: Der erste Premierenabend brachte Wallensteins Lager und die Piccolomini, — Vorspiel und Schürzung des Knotens, der zweite (im November) Wallensteins Tod, Höhepunkt und packende Katastrophe.

Leopold Lindtberg, der Regisseur beider Abende, faßte das mächtige Werk so der Achse, um die es sich dreht, an der Grundspannung: Individuum-Geschichte; Machtwille des großen Ein-

zelen gegenüber dem anonymen Gewebe der geschichtlich waltenden und wachsenden Mächte. Unter „kaltem Licht“, ohne Parteinahme, ließ Lindtberg diesen Zusammenprall konkret werden, Ewald Balsers als Wallenstein bestärkte durch geradliniges Spiel diese Tendenz (was ihm einige Kritiker ankreideten). Und so mußte der erste Abend packender erscheinen: Szenisch virtuos der nahtlose Uebergang von der „kleinen“ Welt des Lagers, dem funkelnden Typenmosaik, das in allen Schattierungen nur für IHN und aus IHN lebt, in die „große“ Welt der Offiziere, der treuen und intrigierenden, in den engern Ring, in dem er lebt und schafft, groß bis zum letzten Augenblick überwundener Zweifel. Sobald aber Verrat mit Verrat erwidert wird, wird Balsers Wallenstein, dem oft, trotz großartig gelungener Szenen, das Zweideutige dieses Grenzcharakters abgeht, zum Verlierer im geschichtlichen Spiel.

Die großen Erfolge des Abends: Walter Reyer als Max Piccolomini, viel unjübel und gefeiert, Schillersche Idealverkörperung, mitreißend und glaubwürdig, Aglaia Schmid als Thekla, ein Erlebnis in kleiner Rolle, seine würdige Partnerin, — und schließlich Paul Hoffmann als Oktavio, ein funkelnd zweideutiger Charakter, geschmeidiger Höfling, „wahr mit der Zunge, mit dem Herzen falsch“ als Freund, harter Vertreter der Ordnung, liebender und vom Schicksal geschlagener Vater, all das zugleich und nebeneinander überzeugend gestaltet von einem Köhner, ein großer Gewinn für das Burgtheaterensemble, das übrigens in diesem Stück glanzvoll vertreten und bis in die kleinsten Chargen prägnanzdurchwirkt glänzte und Schiller huldigte, im Geist der Zusammenarbeit und Sprachkultur.

Es gelang Leopold Lindtberg, diesen Erfolg in der zweiten, großen Haupthaus-Premiere dieses Jahres, Shakespeares König Heinrich IV., zu einem einmaligen Theatererlebnis zu steigern: Sämtliche Kritiker gaben zur Aufführung ihr Jawort, was nur (angeblich) alle zehn Jahre stattfinden soll. Dies Ereignis ließ Großes erwarten: gespannt ging man ins Theater — und wurde vollkommen zufriedengestellt. Das war Theater!

Shakespeares zehntaktiges, patriotisches Jugendepos um Heinrich Vater und Sohn, um den alten König und seine Rebellen und den jungen und seine Zechkumpans, — zu normaler Abendlänge zusammengestrichen und als wahres Panoptikum vitalen Lebens auf die Szene gewirbelt, voll Turbulenz, Witz und schäumender Lebensfülle in den komödiantischen Partien, den Atem der Großen Tragödie atmend in den „Staatsaktionen“, wie z. B. in der erschütternden Sterbeszene des zweiten Teiles.

Unvergeßlich Sir John Falstaff, alias Hermann Schornberg aus dem Gründgensensemble: das wandelnde Bierfaß mit dem rollenden Baß, Strauchritter, Rüpel und Philosoph, der durch

neun Akte triumphierend seine Umwelt zum besten hält und schließlich, am Ende selbst betrogen, einen Augenblick lang zur tragischen Gestalt wird.

Meisterhaft die leidende Majestät Albin Skodas als Titelfigur, Oskar Werner als Prinz Heinz, Fred Liewehr als prachtvoll stotternder Rebell Percy Heißsporn und der Namen kein Ende, wollte man alle guten Leistungen namentlich anführen.

Ganz anders kommt das Burgtheater in seiner dritten Spitzconpremieren: König Oedipus. Hier wird shakespeare Vitaität in geradliniges Sakraltheater gewandelt: Dialog zwischen Oben und Unten, zwischen verhaltenen Göttern und suchenden Menschen. Und Oedipus geht, als Allesuchender zu sehr auf die göttliche Wahrheit gerichtet, verbissen den Weg der Fahndung nach dem Mörder des Laos, die immer mehr zur Selbstfabndung wird.

Eine antike Sage mit modernem Gehalt, modern sichtbar gemacht vor allem durch die Inszenierung Gustav Rudolf Sellners: Was da auf den Brettern in den monumental-expressio-

Valentin Tichtl

Nur dieses

Vielleicht gehst Du vorbei —

bring mir eine Windrose

vom Friedhofsgemäuer,

in meiner Kammer

trocknet die Sonne

die letzte Lust —

verschütteter Wein.

nistischen Bühnenbildern (von Fritz Wotruba) vor sich geht, es reißt mit, und wenn der Vorhang niedergeht, diese beklemmenden Sekunden der Stille, bis brandend und betäubend der Beifall losbricht, wer wird das so bald vergessen?

Freilich leisten auch die Schauspieler, vor allem Erich Schellow in der Titelrolle und Maria Wimmer als Jokaste, zwei deutsche Gäste, ihr Möglichstes und steigern die Tragik bis an die Grenze des Erlebbaren, ich denke vor allem an die Szene, in der Oedipus geblendet aus dem Palaste taumelt.

„O schrecklich zu sehn ein Schmerz für Menschen.

O schrecklichstes von allen, so viel ich getroffen schon!“

kommentiert der Chor der thebanischen Alten, das seelenlose Kollektiv, das dem Schmerz des Einzelnen zwar im Grunde verständnislos, aber doch mitzufühlen bemüht gegenübersteht. In diesem scharfen Gegenspiel von Individuum und Kollektiv hat Sellner dem Chor eine neue Funktion gegeben, und ist auch die Meinung eines Kritikers, der ausrief: „Die Antike ist tot, es lebe die Moderne“ übertrieben, so beweist doch diese erfolgreiche Aufführung, daß Welttheater als geistige Auseinandersetzung mit ewig menschlichen Wahrheiten unsterblich ist.

Von so viel Gipfellicht mußten die beiden österreichischen Autoren fast

Eine Ausstellung - ein Anfang

Das Wesen des „Fahrenden Skolasten“, worüber zu reden hier nicht Ort und Aufgabe ist, bringt es mit sich, daß, vom Standpunkt der Aktualität aus beurteilt, manche Ereignisse verspätet aufgezeigt und behandelt werden. So der Wintersport im späten Frühling, die Ende April veranstaltete Ausstellung der beiden Maler Robert Scherer und R. M. Complojer. Über die hier gesprochen werden soll, mitten im Sommer — und so fort. Das ist aber auch ein Vorteil, denn so wird das an den Tag Gebundene ausgeschieden und nur für uns Wichtiges und Anregendes berichtet.

Wichtig und das Ueberlegens, nicht nur der augenblicklichen Begeisterung und Anteilnahme wert ist für uns alle — als Südtiroler — die heute endlich zur Tat gewordene Idee der Hochschülerschaft, dem kulturell produktiven Leben und dem Bemühen talentierter junger Südtiroler Raum zu geben, davon in Kenntnis zu setzen und den Grund für fruchtbare Wechselbeziehungen, die nicht verloren gehen sollen, zu legen. Mit der Ausstellung von Arbeiten der beiden genannten Maler ist der Anfang gemacht worden. Ein Anfang, der nicht absterben, sondern sich fortsetzen und weitere Kreise ziehen soll. Ein beabsichtigter Zyklus soll auch Arbeiten der Plastik, Bildhauerei, Malerei und Architektur (was sich wohl noch erweitern ließe) aufnehmen. Er will redliches Bemühen und Können aufzeigen, ohne ein Sammelsurium dilettantischer, von sich selbst überzeugter Versuche zu werden.

Auf die Bedeutung dieser Initiative haben schon Vizeassessor Hans Mayr und der Vorsitzende der Südtiroler Hochschülerschaft, Albin Hofer, anlässlich der Eröffnung der Ausstellung hingewiesen. Der auch Dr. Architekt Erich Pattis, Präsident des Südtiroler Künstlerbundes, sein Interesse und

seine Anteilnahme am Schaffen der Jugend bezogte. Den Ausstellenden — um nicht öfter zu oft gebrauchten und mißbrauchten Begriff „Künstler“ zu verwenden — wird es ermöglicht, mit der Heimat in Kontakt zu bleiben und ihr Wege nach außen zu öffnen; in der für die kulturelle Fortdauer unseres Landes unbedingt notwendigen Beziehung vom Schaffenden zum Kulturgut erfährt auch er die Bereicherung eines Nennend-Gebenden.

Im Rahmen der Studentenförderung, der Publizität und der finanziellen Hilfe für Akademiestudien sollen und werden diese Ausstellungen ebenfalls eine Erweiterung der Möglichkeiten bedeuten. Es sind dies praktische Aspekte, nicht materielle, sondern ernste Erwägungen, die nicht auf das Uebergehen einer frugalen in eine bürgerlich gesicherte Existenz, sondern auf die Befestigung einer Notlage, die die Freiheit des Studiums beeinträchtigt, zielen.

Zurück zur Ausstellung. Ermöglicht wurde sie überhaupt erst durch das freundliche Entgegenkommen des Südtiroler Kulturinstitutes, das die hierzu nötigen Räume in der Teßmann-Bibliothek in der Dr.-Streiter-Gasse zur Verfügung gestellt hatte, die somit eine Zeitlang das Aussehen einer Galerie zeigten und allen Neugierigen und Interessierten offenstanden. — Es wurden Arbeiten der schon erwähnten jungen Maler, des akad. Malers Robert Scherer und des erst einundzwanzigjährigen Rudolf Maria Complojer, gezeigt. Beide kommen von der Akademie der Bildenden Künste in Wien, wo Complojer sein in Venedig begonnenes Studium fortsetzt, und Scherer, der sich auch einige Zeit in Paris aufhielt, vor einem Jahr sein Studium beendet hat. Beide haben sich auch schon mit Erfolg an anderen Ausstellungen beteiligt.

Die in Bozen zusammengestellten Arbeiten zeigten uns bewegliches Kö-

nnen und eigenen Ausdruck, von individueller Persönlichkeit geprägte Gestaltung des Sehens, Erlebens und Empfindens; teilweise war das Bemühen, Suchen und Versuchen noch eingewengt durch die Regeln der Schule, und theoretischen, heterogener Stoff mehr aufgenommen als verarbeitet. Manche, nicht alle Kreideportraits Complojers bewiesen gute psychologische, besser menschliche Durchdringung und Einfühlung und distanzieren sich von einem rein optischen Sehen und bloß präziser und sicherer Ausführung. Der Kopf eines Südtiroler Studenten, in dieser Nummer des „Skolasten“ abgedruckt, diene dafür als Beispiel. Die Tiereskizzen des gleichen Malers zeugten von gutem zeichnerischem Können, gingen aber über eine feinfühlig natu-



„Karfreitag“ — Bild von Robert Scherer

überstrahlt werden, so vor allem Fritz Hochwälders „modernes Mysterienspiel“ Donnerstag.

Gewiß, es laufen geistige Verbindungslinien zu Wallerstein und Oedipus: Es wird die Frage nach dem Menschen gestellt, nach seiner Stellung in einer entfremdeten Welt und leidenschaftlich wird um Erlösung gerungen, um Erlösung von der Bindung an die Maschine, die aus einem Werkzeug zum Herrn geworden ist. Aber diese Fragestellung ist gequält und modern forciert, viele theatralische Effekte, viele Gestalten, aber wenig Menschen, einige großartige satirische Ausfälle gegen die Ideale der Mittelmaßigkeit: ein fesselnder Theaterabend, blendend gespielt, dem aber das mangelnde, worum er kämpft: erlösende Liebe.

Nach so vielem Lob mangelt es mir an Superlativen. Und doch verdient die Aufführung von Hofmannsthal's Schawierigem unbedingt einen solchen. In diesem delikaten, samtweichen Lustspiel um einen „schwierigen“ Liebhaber erglänzt nochmals vor dem Untergehen der Glanz alt-österreichischer Adels- und verfeinerter Salonkultur. Eine uns unbekannte Welt erstreckt da nochmals auf den Brettern in

den Eigenschaften ihrer Vollendung, darin, daß sie alles, auch das Höchste, Seelenhafte durch die Gebärde und nicht durch die Dialektik ausdrückt. Wie feiner Saft nur unter der Berührung knistert, so verlangt auch dieses feinnervige theatralische Gewebe aufmerksamstes Hinhorchen, will man seinen hintergründigen Bezügen und subtilen Adern auf die Spur kommen, die dann allerdings ganz unerwartet in den engsten Lebenskreis unserer Gegenwart weisen.

Erleichtert wurde dies durch eine hundertprozentige Darstellung: das Trio Robert Lindner, Aglaia Schmid und Adrienne Gebner gibt es wohl nur in Wien: „Volltreffer österreichischer Wesensart“, wie ein Kritiker treffend formulierte.

So reibt sich das Stück würdig an die Perlenkette der Burgtheaterabende in dieser Saison, um deren Gemäß man unsere Hochschulgruppe hier in Wien wahrhaft beneiden darf. Und wenn auch der Besuch manches Zeitopfer kostet und manche Mühsal, es hat sich doch gelohnt! Und immer wieder geht man ins Burgtheater, in „unser“ Burgtheater.

JOSEF FRICHTINGER

BRIGITTE PUPP

Wer soll studieren?

Man kann, ohne in einen wirren Haufen hineinzureden oder sich auf eine unmittelbar praktische Berufsberatung zu beschränken, die es lediglich darauf abstellt, die konkret verlangten Anforderungen der einzelnen Berufssparten und die Aussichten des materiellen Fortkommens in ihnen darzulegen, dem Nachwuchs die Frage, wer studieren solle, wohl so beantworten:

— Wer einen „philosophischen Kopf“ hat, das heißt, sich wundern kann angesichts der Natur, der Geschichte (= Gesellschaft in Entwicklung) und seiner selbst in dieser Natur und dieser Geschichte;

— wer sodann fähig ist, unter immer differenzierterer Anleitung begrifflich zu unterscheiden, ohne aus dem Unterschiedenen unzulässige Generalisierungen zu ziehen;

— hierauf wer es lernt, Vorgegebenes und Erarbeitetes systematisch in Zweifel zu ziehen und das Bezweifelte methodisch zu erproben, das heißt mit Mitteln, die dem Erkenntnisgegenstand entsprechen (also, in allgemeinsten Rinteilung, mit naturwissenschaftlichen Methoden die Naturphänomene, mit geisteswissenschaftlichen Methoden die Tatbestände und Probleme der Kultur);

— schließlich wer in dem Spezialfach, dem er sich mit Vorzug zuwendet, alle als wichtig erkannten Einzelheiten und ihren Ordnungszusammenhang theoretisch zu erfassen vermag;

— wer aber außerdem die Rückverbindung zum Ursprung der Wissenschaft, zum ehrfürchtigen Staunen und der daraus sich ergebenden Verpflichtung, sowie über dem erworbenen Spe-

zialwissen das Ganze und damit unsere Beschränkung nicht vergißt.

... Zu allem Ueberfluß, damit die Schwierigkeiten ja nicht zu gering sind, müssen wir an den wissenschaftlichen Hochschulen heute den allermeisten Neumatrikulierten diese Voraussetzungen jedes Studiums — auch in den angewandten Wissenschaften! — erst beibringen, statt daß sie sie von der Oberstufe der höheren Schulen bereits mitbrächten. Das hält den Fortschritt der Wissensaneignung und der Wissensverarbeitung oft gräßlich auf, — zum Nachteil aller. Die auf der Oberstufe prinzipiell bereits erkannten und in geeigneter Weise vorgedauten Voraussetzungen sollten auf der Hochschule sofort im vollen Umfang praktiziert werden können.

Im übrigen: Das Kriterium der Fähigkeit zu wissenschaftlichem Denken und Arbeiten rechtzeitig angewandt, würde vielen jungen Menschen Fehlwegen ersparen, die einen abhalten, anderen vielleicht Mut machen, und sicherlich jenen, die studieren sollen, und sicherlich jenen, die begabt sind, das Bewußtsein einer gewissen Starticherheit verschaffen, die so wichtig wäre, damit die Studierenden an den Hochschulen ein Stück Freiheit aus dem Geflecht von Vorschriften zurückgewinnen, die unter dem Druck der Materialfülle den Studienablauf und die Voraussetzungen der Examina immer enger, immer schulmeisterlicher regeln. Der Zug zur verwalteten Welt ist universell, man muß ihm an jedem Punkt, wo es möglich ist, durch Eigenwille, der auf godiegener Grundlage entwickelt wird, entgegenwirken.

(Eugen Kogon, Frankfurter Hefte)

Jagd nach Zeugnissen

Neben der Sorge vor den Prüfungen wird ein echtes Studium heute durch die Fülle der äußeren Anforderungen belastet, nicht zuletzt durch die in den letzten Jahrzehnten üblich gewordene „Scheinerei“, d. h. durch den Tatbestand, daß für jede Übung und auch für Anfängerübungen Uebungsscheine verlangt werden, die beim Examen eingereicht werden müssen. Früher reichte dafür ein Attestat. Heute ist im Universitätsbetrieb an die Stelle wirklicher Leistung eine Jagd nach Scheinen getreten, was nicht immer nur an der Studierenden liegt. Das Wort, man könne das, was man schwarz auf weiß besitzt, getrost nach Hause tragen, gilt auch für den Weg zu Prüfungsämtern aller Art. In diesem Scheinwesen liegt eine Krankheit, die viele erkennen und gegen die doch niemand anzugehen wagt, vor allem nicht die Studenten, die aus begrifflichen und nicht begrifflichen Gründen eine gewisse Angst davor haben, an den bestehenden Zuständen offen Kritik zu üben. Vor allem unsinnig ist es, daß auf allen Scheinen, auch bei denen für Anfängerübungen, ein Prädikat enthalten sein soll. Vor einiger Zeit sagte mir ein Student, er habe sich so viel Mühe in der Übung gegeben und nun hätte er doch nichts

davon, denn er bekäme kein Prädikat, weil ich das bei Anfängerübungen grundsätzlich vermeide. Auf die Gegenäußerung zu dem Studenten, er habe vielleicht doch etwas in der Übung gelernt, bekam ich mit einem überraschten und fragenden Blick die Antwort, vielleicht könne man ja die Dinge auch so sehen.

... In der Tat klagten sehr oft gerade begabte Studierende, daß die Ueberfülle der äußeren Anforderungen und auch der Teilprüfungen nicht möglich machten, im echten Sinne des Wortes zu studieren und auch das zu hören, was vielleicht nicht äußerer Zwang, aber inneres Bedürfnis sei. Diese Zustände kann im Grunde niemand bestreiten, der die Verhältnisse wirklich kennt, auch wenn es selbstverständlich eine ganze Reihe von Ausnahmen gibt; aber der eigentliche Betrieb ist durch eine Ueberfülle der äußeren Anforderungen bestimmt und eben Betrieb und nicht echtes Studium. Nur wenn man diesen Zuständen entgegenwirkt, was natürlich in den verschiedenen Fächern auf verschiedene Weise erfolgen muß, kann man auch gleichzeitig der Verlängerung der Studiendauer entgegenwirken.

(Univ.-Prof. W. Mommsen, Politische Studien, München)

Wir haben, wie so vieles andre, auch das Lesen verlernt. Gewiß lesen wir noch, wenn man unter dem Begriff dieses Wortes die Lektüre von illustrierten und Unterhaltungsromanen versteht, aber das, was das Lesen in seiner ältesten Sprachschicht bedeutet, ist uns abhanden gekommen. Lesen heißt sammeln: das Sammeln der Buchstaben zu Wörtern, das Sammeln der Wörter zu Sätzen, das Sammeln der Sätze zu geschlossenen Aussagen dichterischer, historischer, politischer oder feuilletonistischer Natur. Tun wir dies noch? Sammeln wir noch und sammeln wir uns noch, wenn wir lesen? Wir tun das Gegenteil. Wenn wir lesen, so tun wir

Südafrika ist überall

In einer deutschen Wochenzeitung war folgende Leserschrift zu lesen:

Wir weinen um das Leben der afrikanischen Kameraden, die durch ihren Wunsch nach Freiheit getötet wurden. Aber wir wissen, das Blut der Getöteten wird den Geist der Lebenden stärken. Freiheit ist das göttliche und grundlegende Recht aller Menschen.

Wir beklagen die Erschießung und Tötung der afrikanischen Kameraden besonders wegen ihres Verlangens nach Freiheit und Menschenwürde. Tötung ist weder die Lösung, noch ist Tod das Ende. Frieden könnte herrschen und Haß zerstört werden durch Aenderung des Herzens und der Politik. Die wirklichen Afrikaner in Südafrika müssen leben. Sie müssen frei sein.

*Friday Oyunko, cand. med.
Die Afrikanische Studenten-Union,
München*

Überall gilt das. In Südafrika, in Polen, Korea, Ungarn, in der Türkei, hier und dort, allüberall. Das Gute ist immer in Gefahr, zu verteidigen aber sind Freiheit und Menschenwürde. „Frieden könnte herrschen und Haß zerstört werden durch Aenderung des Herzens und der Politik.“ Zu uns, ins verwirrte Europa, müssen heutzutage Afrikaner diese wahrhaft christliche Botschaft bringen. Wir wollen sie aufnehmen wie eine Erinnerung und eine Mahnung.

dies in neunundneunzig von hundert Fällen, um uns zu zerstreuen.

Das Lesen ist dem Fortschritt der Zivilisation, mit dem der Fortschritt der Kultur nicht Schritt halten konnte, ohne Widerstand zum Opfer gefallen. Die Umstellung im Lesen ging genauso rasch und schmerzlos vor sich wie die Umstellung von Investitionsgütern auf Konsumgüter, sie lief und läuft sogar zur letzteren parallel. Unsere Urgroßeltern lasen die Romane von Flaubert und Dickens und Reuter, die Novellen von Storm und Fontane, die Gedichte von Uhland und Mörike, als langfristige Investition: was sie daraus an Gedanken und Einsichten sammelten, erhöhte zeitweilig ihre Bildung, ihr Wissen, ihren Wert und steigerte ihr Bedürfnis nach einem seelisch ausgefüllten Leben.

Heute liest man als Konsum. Was immer wir lesen, illustrierte mit Tatsachenberichten oder Unterhaltungs-

T A G U N G E N

Burg Ludwigstein

Zum zweiten Mal wählte die deutsche Burschenschaft Burg Ludwigstein bei Witzzenhausen für ihre Sommer-tagung Ludwigstein liegt nahe an der Zonengrenze zwischen Hessen und Thüringen, eingebettet in eine reizvolle, wald- und hügelreiche Landschaft des Werratales. Das machte die Burg der deutschen Wandervogel besonders geeignet für die Burschenschaftliche Woche, die vom 26. bis 30. April unter dem Rahmenthema: „Die geistige Entfremdung im gespalte- nen Deutschland“ abgehalten wurde.

In den ersten zwei Tagen der Studien-woche wurde den Teilnehmern durch ausgezeichnete Vorträge die Tatsache der totalen geistigen Entfremdung in der DDR klar aufgezeigt. Die Referen-ten, zum Großteil geflüchtete Professoren oder andere Intellektuelle aus Mit-teleuropa, behandelten die The- men: „Gemeinsame Sprache — ver- schiedene Sinngabe“; „Das Ge- schichtsbild in West- und Mittel- deutschland“; „Philosophie und Ideolo- gie“; „Die Kunst im geteilten Deut- schland“; „Staatsauffassung und Aufgaben der politischen Parteien“ und „Erzie- hung in Schule, Universität und Er- wachsenenbildung“. An die Vorträge schlossen sich Plenardiskussionen an.

Im Laufe dieser Vortragsreihe war es tieferschütternd, zu erfahren, mit wel- chen Methoden die Menschen in der DDR und in den anderen kommunisti- schen Ländern von der Partei einseitig erzogen und beeinflusst werden. Die Person wird zu einer Nummer der oga- nitären Gesellschaft degradiert. Der Mensch ist nichts anderes mehr als ein Bestandteil einer allgewaltigen Staats- maschinerie. Er kann wie ein Zahnrad ausgewechselt und dann in Zuchthäu- sern Mitteleuropas oder in Zwangs- arbeitslagern der Sowjetunion fest- gehalten werden.

Hier hat der Mensch überhaupt keine freie Entscheidung. Die Beeinflussung wird mit allen Mitteln der Technik, der Wirtschaft und der Politik vorange- trieben. Zeitungen tragen die gleiche Über- schrift, alle Bücher sind zensuriert. Es herrscht eine Ueberschwemmung mit Übersetzungsliteratur aus dem Russi- schen. Die Funktionäre sprechen in rus- sischem Tonfall und benützen kommu-

nistische Phrasen. Die Folge ist eine un- geheure Verarmung der Sprache. Dazu kommt eine einseitige Lebensbetrach- tung und Deutung der Zeitgeschichte. Die Wissenschaft wird zum Religions- ersatz. Diese Einseitigkeit wird außer- dem durch einen überzeugten Glauben an einen Sieg des Kommunismus über die Welt gestützt und gefestigt. Beson- ders die Jugend ist davon stark betrof- fen, die Älteren Leute zehren noch von der alten Kultur.

Es hat sich herausgestellt, daß ein Westdeutscher in der Diskussion einen Mitteleuropäer kaum noch versteht. In der DDR gibt man denselben Begriff einen anderen Sinn als in der DBR. Unter Demokratie versteht der Mittel- deutsche etwas ganz anderes als der Westdeutsche.

Die geistige Entfremdung geht unge- heuer rasch vor sich, weil keine Kon- taktmöglichkeiten zwischen der DBR und der DDR gegeben sind und weil es bei Diskussionen zu keiner Einigung kommt. Dem Westdeutschen fehlt die Denkweise des dialektischen Material- ismus, der ohne die Logik im Sinne der traditionellen aristotelischen Philo- sophie ist, in Fehldeduktionen Theo- rie und Praxis vermischt und zwischen Wahr und Falsch keine Grenzen kennt. Dazu tritt noch die Unschärfe zwischen Sprache und Wirklichkeit, die Professor Klaus Schrickel, einer der Referen-ten, mit einer Landkarte vergleicht. Die Landkarte kann uns auch nur ein un- genaues Bild von der Wirklichkeit ver- mitteln. Um die Schwierigkeiten der Semantik einigermaßen überbrücken zu können, ist es vor allem notwendig, daß man im Westen die Denkweise und Dis- kussionstechnik des dialektischen Mate- rialismus entsprechend kennt und be- herrscht, denn die Kommunisten

machen sich nicht die Mühe, sich dem Westen anzupassen.

Die letzten zwei Tage der Studien-woche waren mit Aussprachen über „Ost-West-Kontakte“ in der deutschen Studentenschaft ausgefüllt, und in Gruppendiskussionen wurden die Mög- lichkeiten erörtert, im Rahmen der bur- schenschaftlichen Arbeit die Gegensätze zwischen West- und Mitteleuropa auszugleichen, um ein totales Ausein- anderleben zu verhindern. In den Grup- penausprachen wurden die Thesen von Dieter Weber, dem Vorsitzenden für burschenschaftliche Arbeit, die als Richtlinien für die zukünftigen Arbei- ten vorgeschlagen wurden, besprochen. Sie seien verkürzt wiedergegeben:

1. Förderung der gesamtdeutschen Bil- dung mit größter Wissenschaftlich- keit und Genauigkeit.
2. Ablehnung von gefühlsbetonten De- monstrationen.
3. Die gesamtdeutsche Bildung soll nicht Sache eines Studentenverbandes sein, sondern alle Verbände sollen sich in dieser Arbeit koordinieren.
4. Die gesamtdeutsche Bildung soll auch der nichtorganisierten Studentent- schaft und der Öffentlichkeit zug- änglich gemacht werden.
5. Die gesamtdeutsche Bildung soll nicht Selbstzweck sein. Es müssen Taten folgen.
6. Aufnahme von offiziellen und inoffi- ziellen Kontakten mit den Studenten der DDR.
7. Die Burschenschaft soll nur zu ele- mentaren Fragen der Politik Stellung nehmen, nicht aber zur Tagespolitik.

Beim Gang entlang der Zonengrenze wurde noch einmal die ganze Proble- matik dieser unnatürlichen Trennungslinie im Herzen Deutschlands aufge- worfen. Man kann es fast nicht glau- ben, daß hinter einem fünf Meter brei- ten, frischgepflügten Ackerstreifen Men- schen gleicher Muttersprache ihrer Freiheit gänzlich beraubt sind. Man spürt die unbedingte Notwendigkeit einer Wiedervereinigung.

Franz Zelger

Studententag der KDSE in Rothenfels

Die Katholische Deutsche Studenten- Einigung veranstaltete vom 26. April bis 1. Mai auf Burg Rothenfels am Main ihren diesjährigen kleinen Studententag. P. Leithiger, unser Innsbrucker Hochschulseelsorger, hatte auch für die Südtiroler Hochschülerchaft zwei Ein- ladungen erhalten, und so fuhren Lan- pacher Leo und ich am 25. April von Innsbruck los. Bis München ging es mit der Bahn und von dort mit einem Wagen der Automobillfahrzentrale auf wohl einer der schönsten Straßen der deutschen Autobahnen nach Frankfurt, dann weiter über Aschaffenburg durch das Maintal nach Rothenfels. Die mit- telalterliche Burg liegt malerisch ein- gebettet in der fränkischen Landschaft, auf einem Felsvorsprung, der steil zum Main abfällt.

Als wir gegen Abend dort eintrafen, wurden wir gleich mit großer Freude begrüßt, denn Gäste aus Südtirol hat- ten sich die aus allen Teilen West- deutschlands und aus Berlin kommen- den Teilnehmer nicht erwartet. Es waren Delegationen von fast allen deut- schen Studentengemeinden, viele mit ihren Studententrägern, erschienen. Die Teilnehmerzahl betrug rund 130 Vertreter.

Das Thema des kleinen Studentent- ages, der auf dem 6. Deutschen Studen- tentag in Berlin folgte, behandelte die Studentengemeinde, ihren geistigen Auf- trag und ihre Stellung zur staatsbürger- lichen Bildungsarbeit. Studententräger Dr. W. Ruf aus Freiburg sprach in einem der Hauptreferate über „Das Ver- hältnis des Studiums zum Glauben“. Er bezeichnete das Wissen als eine spezi- fische Form des Studiums und teilte es in Arbeitswissen, Bildungswissen und Heilswissen. Diesem letzten maß er eine besondere Bedeutung bei, weil in ihm das Wort „scio cui credit“ die volle Ueberzeugung der Uebereinstimmung von Wissen und Glauben, das sichere Wissen, wenn man glaubt und was man glaubt, ausdrückt. Das Mißverständnis von Studium und Glauben liegt darin, daß mancher Student das Studium und den Glauben als etwas vollkommen voneinander zu Trennendes betrachtet. Das überzeugte Glauben an Sätze und Dogmen der katholischen Kirche ist empfindlicher Ausdruck des Wissens um ihren Inhalt und Wert. Gerade der Stu- dierende hat die beste Möglichkeit, durch sein Studium die göttliche Schöp-

(Fortsetzung Seite 10)

romane mit Cliché-Traumbildern, haben wir in dem Augenblick vergessen, daß wir die Illustrierte oder das Buch aus der Hand legen. Wir bereichern uns nicht mehr durch die Lektüre an Wis- sen, Bildung und Wert, wir informieren uns nur noch und entledigen uns dieser Information wie einer Mahlzeit. Das einzige, was die Information de facto bewirkt, ist, daß unser Hunger nach trivialissten Details und Schaufensterträu- men gestillt ist und unser Ich, das mit dem Alltag nicht fertig zu werden ver- mag, mit momentanen betäubten Minder- wertigkeitskomplexen sorglos schlafen gehen kann. Oder ins Büro...

(Kurier, Wien)

HOCHSCHULGRUNDSCHAU

Festabend der Hochschulgruppe Wien

In den letzten Semestern ist die Zahl der Südtiroler Studenten in Wien steil angestiegen. Auch dies war ein Grund und Ansporn für den Verbindungsmann und seine Mitarbeiter, endlich einmal eine offizielle Veranstaltung der Südtiroler Hochschüler in Wien zu organisieren, die es ermöglichte, sich der Öffentlichkeit vorzustellen und sie über Aufbau und Tätigkeit der Südtiroler Hochschülerschaft im allgemeinen und der Hochschulgruppe Wien im besonderen zu informieren. Der Verbindungsmann sorgte durch seine unermüdetlichen Effort in stetiger Zusammenarbeit mit seinen Referenten dafür, daß der Plan einer solchen Veranstaltung nicht in der Erkenntnis seiner Notwendigkeit allein stecken blieb. Als Termin für den „Festabend der Südtiroler Hochschulgruppe Wien“ wurde der 2. Juni festgelegt, als Lokal war das Restaurant „Grünes Tor“ mit seinem Großen Saal wie geschaffen für diese Feier.

In genauer Kleinarbeit, mit erheblichen Schwierigkeiten und vielen Sorgen, großem Fleiß und der nötigen Diplomatie wurden die verschiedenen Probleme beseitigt und überwunden, ein reichhaltiges Programm zusammengestellt und nicht zuletzt, um der Feier auch die erwünschte Wirkung zu sichern, bekannte Persönlichkeiten eingeladen.

So konnte Verbindungsmann Willi Renzler im Namen der Südtiroler Hochschüler in Wien hohe Festgäste begrüßen. Genannt seien u. a. Sektionschef Dr. Adalbert Meznik in Vertretung des Unterrichtsministers Dr. Heinrich Drimmel, der durch dienstliche Verpflichtungen am Kommen verhindert war, weiters Sektionschef Dr. Kollars vom Unterrichtsministerium und der unermüdetliche Helfer der Südtiroler Studenten in Wien, Ministerialrat Dr. Josef Rieger, außerdem Rektoren und Vertreter der verschiedenen Hochschulen in Wien. Mit besonderer Freude wurde ein Gast aus Südtirol, Assessor Dr. Benedikt, willkommen geheißen. Zahlreiche Telegramme hochgestellter Persönlichkeiten wünschten dem Festabend einen erfolgreichen Verlauf.

Das erste Referat hielt stud. med. Heilmuth Amor über das Thema „Aufbau und Tätigkeit der Südtiroler Hochschülerschaft und der Hochschulgruppe Wien“. In dem klar gegliederten und in angenehmem Vortrag gebrachten Referat betonte Amor eingangs die Notwendigkeit dieser ersten offizieller Veranstaltung, deutete kurz die Schwierigkeiten bei der Gründung der Südtiroler Hochschülerschaft an, umriß dann ihren Aufbau und Aufgabenbereich, gab einen knappen Überblick über die Statistik der Südtiroler Hochschülerschaft und wies schließlich auf ihre in Zusammenarbeit mit dem Südtiroler Kulturinstitut vollbrachten Leistungen hin. Den letzten Teil des prägnanten Vortrags bildete der Bericht über Aufbau und Tätigkeit der Hochschulgruppe Wien.

Nach dem Referat trat der Südtiroler Studentenchor von Wien unter Leitung von stud. phil. Hans Trenner auf, der bereits als Einleitung zum Festabend

„Wohl ist die Welt...“ gesungen hatte und nun durch präzisen Vortrag von verschiedenen Volksliedern, dem Trinklied von W. A. Mozart und dem Märosenchor von R. Wagner die einzelnen Teile des Festabends verband und in der Pause die richtige Stimmung aufkommen ließ. Dazu trug auch die Verkostung von Südtiroler Weinen entscheidend bei, die in großzügiger Weise gespendet worden waren.

Vor der Pause hielt noch stud. techn. Pepi Kamelger das Hauptreferat „Politische Verpflichtung in Südtirol“. Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte Tirols, die ein brennendes Zeugnis gibt, daß der Lebensinhalt des Tiroler Volkes immer schon die politische Freiheit gewesen ist und es nie den unerwünschten Glauben an das Recht verloren hat, fuhr Pepi Kamelger fort, daß es unsere Verpflichtung sei, diese freiheitliche Gesinnung aufrechtzuerhalten. Dies sei ohne kulturelle Betätigung nicht möglich, die auszuüben besonders den Akademikern und den Studenten zur Aufgabe gestellt sei. Sie zu erfüllen, dazu müßte sich wohl jeder Südtiroler ohne weiteres verpflichtet fühlen. Die Waffen in diesem Kampf, bei dieser Arbeit seien die realen Tatsachen, Wahrheit und Recht. Den Vortrag, der durch seine Intensität bestach und wohl

alle Zuhörer in seinen Bann zog, beendete Pepi Kamelger mit dem bekannten Spruch des unvergeßlichen Kanonikus Gamper: „Ein Volk, das um nichts anderes kämpft als um sein verbrochtes Recht, wird den Herrgott zum Bundesgenossen haben!“

Der zweite Teil des Festabends wurde von der Rezitation von Gedichten des Südtiroler Dichters J. G. Oberkofler, gesprochen von stud. phil. Konrad Neulichedl, und dem Lichtbildervortrag, vorgeführt von stud. techn. Willi Renzler, getragen. Beide wurden für ihre Leistungen mit verdientem Beifall bedacht, wenn auch der Vortrag der ersten zwei, drei Gedichte leider etwas durch den Lärm, der sich von der Pause „herübergerettet“ hatte, gestört wurde und die Farblichtbilder entsprechend der ziemlich knapp bemessenen Zeit verhältnismäßig nicht einen vollständigen Überblick über die Heimat geben konnten.

Für den reibungslosen Ablauf des Festabends und den vollen Erfolg, den er zeitigte, sei allen den daran Beteiligten der herzlichste Dank ausgesprochen. Vor allem dem Verbindungsmann Willi Renzler, den Vortragenden Heilmuth Amor, Pepi Kamelger und Konrad Neulichedl, dem unermüdetlichen Heinz Pichler, der bei den Vorbereitungsarbeiten zum Festabend maßgeblichen Anteil hatte und bei der Feier selbst meisterhaft den Conférencier spielte, und schließlich den Kollegen Scherer und Poskoller, die die Dekoration besorgten.

Hansjörg Kucera

Abschied von Florenz

Als ich vor Jahren das erste Mal in Florenz aus der Eisenbahn stieg, um dort mein Studium zu beginnen, ging ein regnerischer Herbsttag, kühl und neblig zu Ende. Meine Wohnung sollte in der Straße der heiligen Reparata liegen, zwischen der Straße des heiligen Gallus und jener des heiligen Zenobius. Ich begab mich dorthin und schlief in diesem Viertel der Heiligen — es war da noch eine St.-Ursula-Straße, eine St.-Antonius-Straße und andere mehr — sozusagen meine Zelte auf.

Meine Zimmerwirtin war die Witfrau eines Kapitäns der italienischen Handelsflotte, die die Reiscandenken ihres Gemahls überall in der Wohnung aufgestellt hatte. Eine chinesische Vase auf dem Gang, ein Tigerfell mit wenig Haaren an der Wand in der guten Stube, einen ausgestopften Igelhäut aus Afrika in meiner „Bude“ und viele andere Dinge mehr, deren Herkunft und Geschichte sie mir immer wieder gerne erzählte.

Mein Zimmernachbar war ein Bildhauer aus New Delhi in Indien. In seinem Zimmer herrschte eine prachtvolle Unordnung: Statuen in allen Phasen der Bearbeitung, Werkzeuge, Holzspäne, Bücher, Kleider und so fort, übereinander, durcheinander, nebeneinander waren die Mosaiksteinchen seines kleinen indischen Fürstentums in Florenz.

In gemeinsamer Freizeit wanderte er mit mir stundenlang durch Florenz, er kannte die Stadt schon und war ein unterhaltsamer Stadtführer. Wir saßen zusammen auf den hohen Treppen der

„Loggia dei Lanzi“, unter ihren steinernen und bronzenen Statuen gegenüber dem „Palazzo Vecchio“ oder „della Signoria“, lehnten am Geländer des „Ponte Vecchio“, um den langsam fließenden Arno zu betrachten, sahen den Anglern an den „Lungarai“ zu, von denen man erzählt, daß nur immer jede zweite Generation einen Fisch zu fangen vermag, standen auf dem „Piazzale Michelangelo“, um den Sonnenuntergang zu genießen, spazierten die alte Stadtmauer entlang, wo die Eidechsen und Schlangen in der Sonne liegen, hörten den Droschkenkutschern bei ihren Gesprächen zu, trieben uns in dem Getümmel des Marktes herum und freuten uns beim „Espresso“ im „Bottegone“ neben dem Dom über Florenz, die Florentiner, über die Sonne, den blauen Himmel, die Tauben und den guten Kaffee, den es von „stretto, stretto“ bis „lungo macchiato“ in den verschiedensten Arten gibt.

Ehe ich mich's versah, war ich in Florenz zu Hause. Ich lernte nicht nur die Kirchen, Paläste, Brücken, Denkmäler, Plätze und Straßen kennen und lieben, sondern auch die Florentiner selbst, die humorvoll sind und freundlich, selbstbewußt und ichhaft.

Bald kannte ich viele der Leutchen, die in meiner Straße wohnten: den Tapezierer, den Holz- und Kohlenhändler, den Schlosser, die beiden Krämer, den Nachtwächter und so weiter. In der Werkstatt des Tischlers, in der es kühl nach Zedernholz roch, habe ich mit dessen Sohn auf einem rudimentären

Schachbrett oft große Kämpfe mit Pferden, Türmen, Läufern, Königin und Bauern ausgezogen. Der Holz- und Kohlenhändler, der meine „Madame“, wie ich die „Signora“ heimlich nannte, mit Holzmaterial versorgte, ließ es sich nicht nehmen, mir jedesmal, wenn ich abreiste, mein Gepäck auf seinem vorher sauber gekehrten Kohlenwagen zum Bahnhof zu bringen. Dafür habe ich ihn dann öfters zu einem Glas Wein eingeladen und mich glänzend mit ihm unterhalten.

Die „Madame“ hatte eine Wirtschafterin, die war eine ausgezeichnete Köchin. An manchen kalten Winternachmittagen — und es kann in Florenz sehr kalt sein, ich habe oft jämmerlich gefroren, so ohne Heizung und mit Steinfußboden — bin ich mit irgendeiner Ausrede in ihr Reich, in die Küche gekommen, und die Gute hat mir immer einen heißen Tec mit viel Rum zubereitet. Das Verhältnis zwischen ihr und „Madame“ hat mir oft stilles Vergnügen bereitet: Die „Madame“ hielt nämlich eine gewisse Trennungslinie zwischen sich, der „padrona“, und ihr, der „domestica“, genau ein. So sagte „Madame“ „du“ und wurde selbst mit „Sie“ angesprochen, obwohl beide sozusagen Jugendfreundinnen waren. Lilliane, so hieß die Bräve, konnte unendlich lange Telefongespräche mit irgendeiner Lola führen, so daß ich oft unwillig mein Studierbuch fortwarf, wenn es gar zu lange dauerte.

Es wurden viele Monate, die ich so in der Via Santa Reparata, Hausnummer 28, über drei Treppen, bei der „Madame“ mit Lilliane und Kewal Soni, dem Bildhauer aus Indien, verbrachte. Florenz, die „Blühende“, wuchs mir ans Herz. Aber nicht nur die Stadt und ihre Bewohner. Im Frühling habe ich manche Vorlesung geschwänzt und bin hinaus in die Umgebung, in die herrliche Toskana. Nach Settignano, Fiesole, Trespiano, der Gräberstadt, nach Scandicci, Tavernuzza und Careggi...

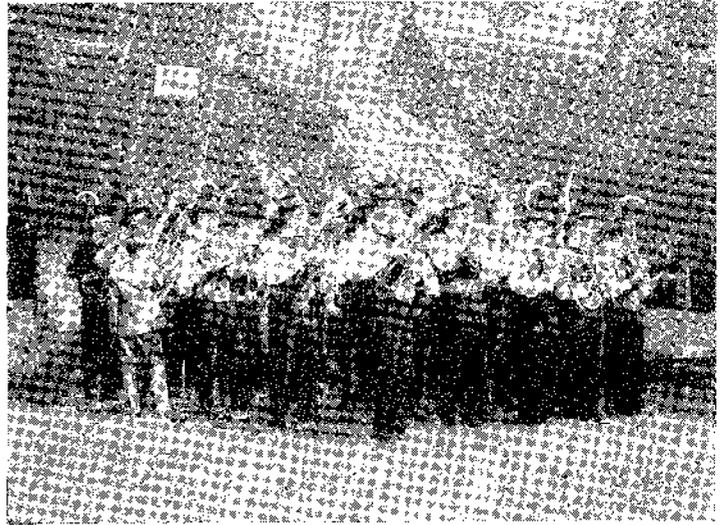
Wenn mir der Lärm und der Trübel in der Stadt zu groß wurden, flüchtete ich mich hinauf nach Fiesole in das römische Theater oder in das alte Kloster. Dort lag ich dann im Gras in der Sonne und sah in das Mugnonetal hinunter, wo vor 1500 Jahren Stille die Germanen unter Radegeis besiegte. Die langen Spaziergänge von Fiesole nach Settignano, oder von Trespiano durch das Mugnonetal hinauf zum Kloster Fra Beato Angelicos wurden zu Erholungsreisen. Durch Weinberge, Olivenhaine und Pinienwälder, vorbei an Bauernhöfen und den Sommerc villen der Renaissancefürsten führen die Wege, die schon Leonardo da Vinci ging oder Dante selbst.

In Florenz leben die Jahrhunderte seiner großen und bewegten Vergangenheit übermächtig jeden Tag wieder auf. Wie sehr ist mir in Florenz die geschichtliche Verbundenheit der heutigen Stadt mit ihrer fernsten Vergangenheit bewußt geworden! Damit wurde auch mein persönliches Verhältnis, nicht nur zur Geschichte Florenz, des „Arnethen“, sondern überhaupt zur Geschichte Italiens viel unmittelbarer. Diese Erfahrung aus einem langen Leben und Erleben in Florenz ist ein Reichtum, der von bleibendem Wert für mein Leben sein wird.

Mit Florenz bin ich nun für immer verbunden und jedesmal, wenn ich wieder aus der Eisenbahn steige und die

STUDIENTAGUNG AM RITTEN

Die Oberbozner
Musikkagelle
eröffnet die
Studientagung
am Ritten



PROGRAMM

Die heutige Studientagung der Südtiroler Hochschülerschaft findet wieder im alten Schießstand in Maria-Himmelfahrt am Ritten vom 17. bis 21. Juli statt. Das Leitthema lautet:

„VOLKSTUM UND KULTUR IN SÜDTIROL“

Nachstehend geben wir die Referenten und Referate bekannt:

Landeshauptmann Dr. Ing. Alois Pupp: Eröffnungsvortrag.

Univ.-Prof. Dr. Franz Huter, Innsbruck: „Südtiroler Volkstum und Kultur im Laufe der Geschichte“.

S. E. Bischof Msgr. Dr. Joseph Gargitter: „Beitrag der Kirche zum kulturellen Leben in Südtirol“.

Schulamtsleiter Prof. Dr. Fritz Ebner: „Bildungsprobleme der Südtiroler Schule“.

Pater Robert Fingerle OFM: Lichtbildervortrag über Südtirol.

Assessor Hans Mayr: „Möglichkeit der kulturellen Arbeit im Rahmen der bestehenden autonomen Gesetzgebung“.

Abg. Dr. Karl Mitterdorfer: „Beitrag des Südtiroler Kulturinstitutes zur Förderung des kulturellen Lebens in Südtirol“.

Kurzreferate über die kulturellen Vereine Südtirols und deren Arbeitsgebiete. Es sprechen: Akad. Maler Heinrich Gschwendt für den Südtiroler Künstlerbund; Dr. Norbert Mummelter für den Verband für Heimatpflege; Prof. Bruno Fokoray für den Verband der Volkshochschulen Südtirols; Wilfried Würdler für die Südtiroler Hochschülerschaft und Dir. Franz Fuchs über „Südtiroler Volkslied und Volksmusik“.

Der Vortrag „Volkstum und Kultur“ fällt aus, weil der Referent im letzten Augenblick absagen mußte.

Türme von Santa Maria Novella, von Santa Croce, von Santa Maria del Fiore und vom Bargello sehe, dann freue ich mich darauf, mich im „Bottegone“ neben dem Dom beim „Espresso“ über Florenz, die Florentiner, über die Sonne,

den blauen Himmel, die Tauben und den guten Kaffee, den es von „stretto, stretto“ bis „lungo macchiato“ in den verschiedensten Arten gibt, ... freuen zu dürfen.

Fordinand Trenker

Zum Artikelwettbewerb

Der diesjährige Artikelwettbewerb ist eine Zäsur. Nach den hochseriösen kulturpolitischen Themen der vorausgegangenen Artikelwettbewerbe will er leichtsinnig das Thema erheben, was sich spielerisch jeder Thematisierung entzieht: das Reisen. Darin liegt das Verlockende und auch das Schwierige der in diesem Wettbewerb gestellten Aufgabe. Wie soll ich eine Reise beschreiben?

Die Ferien sind da, ich trete eine Reise an. Die Lösung heißt: reisen und schauen, im Gedächtnis bewahren, sich erinnern, formulieren. Die Augen offen halten. Das Reisen ernst nehmen. Sich darüber Rechenschaft geben. Zu guter Letzt: „Die Reise beschreiben“.

Eine Reise ist mehr als eine Ortsveränderung. Auf einer Reise begibt man sich ins Abenteuer, man stellt sich dem Unbekannten, man muß den Mut zu einer neuen Begegnung haben. Was kann einem alles auf einer Reise passieren!

Ein Aufzählen der besuchten Orte, der „gesehenen Sehenswürdigkeiten“, der absolvierten kulturellen Pflichten-touren ist noch keine Reisebeschreibung. Tourismus ist eine Karikatur der Reise. Auf einer Reise schaut man und denkt man. Nichts ist einem unwichtig. Der gotische Dom und die Menschen, deren Kleidung und der Poseidontempel, das Meer und die Frauen, Landschaft und Klima, Museum und Bahnhof: der Stichworte kein Ende.

Reisen ist kein Snobismus. Aus Barcelona kann ich kein zurückkehren, ein Tagesmarsch zum Nachbardorf wird mich vielleicht reich machen. Eine geplückte Reise ist ein Geschenk.

Wo fängt Reisen an und wo hört es auf? Wo ist das Reisen eigentlich ganz gegenwärtig? Etwa nur auf Bahnhöfen, in Fernzügen, auf der Wanderschaft, in der Stadt oder auf dem Land, auf Landstraßen, auf Waldwegen, auf Autobahnen, auf der Strada del Sole oder auf den Champs-Élysées? Wir reisen immer, auch ohne zu reisen. Wenn wir leben, reisen wir je und je: Der Raum des Reisens ist riesig. K. N.

Studententag der KDSE in Rothenfels

fungsordnung zu erkennen und sich das Wissen um den Glauben anzuzeigen.

Studentenpfarrer Werners aus Münster sprach in ausführlichen Darlegungen über „Das Wesen der Studentengemeinde“. Die Studentengemeinde muß ihre Hauptaufgabe darin sehen, dem Studenten das zu geben, was er am Hochschulort fern seiner Familie und seinem gewohnten Lebenskreis, entbehren muß. Im Verlauf dieses Referates und der dann folgenden Diskussion wurde unter anderem sehr eifrig die für Deutschland äußerst bedeutungsvolle Frage der Ausländerbetreuung besprochen (dasselbe gilt auch für Österreich). Die Ansichten über dieses Problem waren zum Teil sehr verschiedenen. Grundsätzlich ergab jedoch diese ungemein interessante Aussprache, daß das ausländischen Studenten in den jeweiligen Studentengemeinden, nicht in eigenen Gemeinden, erfaßt werden sollen, wobei aber auf jeden Fall der Versuch zu unterlassen sei, jenen, die sich in dem für sie vielleicht neuen europäischen Lebensraum bewegen, — was be-

IV. ARTIKELWETTBEWERB

Der Vorstand der Südtiroler Hochschülerschaft schreibt in Verbindung mit dem Landesauschuß Bozen einen Artikelwettbewerb mit folgendem Thema aus:

Eine Reisebeschreibung

Es kommen folgende Preise zur Verteilung:

1. Preis: L 15.000
2. Preis: L 10.000
3. Preis: L 8.000

und drei weitere Preise zu L 5.000.

Teilnahmebedingungen:

1. Zugelassen sind: a) alle Südtiroler Hochschüler; b) alle Südtiroler, die nach 1957 ihr Hochschulstudium abgeschlossen haben; c) alle Maturanten. Ausgeschlossen ist der Sekretär der Jury.
2. Die Aufsätze müssen maschinengeschrieben in fünf Exemplaren vor Ablauf des Einreichetermins anonym durch die Post mit der Angabe „Artikelwettbewerb des ‚Fahrenden Skolasten‘“ an das Sekretariat der Südtiroler Hochschülerschaft, Bozen, Dr.-Streiter-Gasse 20/II, gesandt werden. Zur Identifizierung muß der Verfasser den Aufsatz mit einem Kennwort oder eigenen Titel versehen; die Kennwörter oder Titel müssen auf einem verschlossenen Briefumschlag, der Name und Adresse des Teilnehmers enthält, wiederholt werden. Nach der Entscheidung des Fünferausschusses werden die Umschläge mit den Kennwörtern der prämierten Aufsätze geöffnet und deren Verfasser benachrichtigt. Die übrigen Umschläge bleiben ungeöffnet. Die Verletzung des Anonymitätsgrundsatzes hat den Ausschluß der Bewerbung zur Folge.
3. Einreichetermin: 15. November 1960.

Preisverteilung:

1. Die Verteilung der Preise erfolgt durch einen Fünferausschuß.
2. Ein Sekretär ohne Stimmrecht wird vom Präsidenten der Südtiroler Hochschülerschaft ernannt.
3. Der Fünferausschuß wählt aus seiner Mitte den Vorsitzenden und legt das Verfahren der Preisverteilung fest. Die Besprechungen des Fünferausschusses sind streng geheim.
4. Sollten sich bei der Vergebung der Preise Schwierigkeiten ergeben, so können zwei Drittel der Beträge ex aequo oder in einem anderen, vom Fünferausschuß festzusetzenden Verhältnis unter die Verfasser der besten Aufsätze aufgeteilt werden.
5. Die Entscheidungen des Fünferausschusses sind unanfechtbar. Die Zuweisung einer Prämie bedeutet keineswegs, daß der Fünferausschuß die Auffassung des Schreibers teilt.
6. Die Schriftleitung des „Fahrenden Skolasten“ behält sich das Verfügungsrecht über die eingelaufenen Arbeiten vor.
7. Die Ueberreichung der Preise erfolgt bei der Vollversammlung zu Weihnachten im Rahmen einer Feier.

ten, es kam aber nicht dazu, da dadurch der Rahmen der Tagung gesprengt worden wäre. Es war jedoch eine gute Gelegenheit, Kontakte auch mit den norddeutschen Studenten aufzunehmen, und es wäre sehr zu begrüßen, wenn diese Kontakte weiter ausgebaut werden könnten.

Was uns besonders beeindruckt hat, war der Ernst und das hohe Verantwortungsbewußtsein, welches alle Teilnehmer an den Tag legten. Es zeigte sich dies auch bei den Diskussionen, wobei fast jeder Vertreter seine Meinung zum Ausdruck brachte und sie klar begründete. Die ganze Tagung stand wirklich im Zeichen der großen Aufgabe, die sich die Katholische Deutsche Studenten-Einigung vorgenommen hat. Die tägliche Feier des Meßopfers lag dazu bei, diese Aufgabe immer wieder in der Verbundenheit mit Christus zu sehen. Diese Aufgabe lautet: Aus den Studentengemeinden heraus verantwortungsbewußte, katholische Akademiker zu gewinnen, die in ihrem Leben treu zu Kirche, Heimat und Volk stehen.

Klaus Gruber

Meraner Hochschulwochen

12.—23. September 1960

Gesamtthema

„Geist und Gesellschaft“

Vorlesungszyklen

Person, Gemeinschaft, Gesellschaft - Die sozialen Systeme in Ost und West - Der Dichter und die Gesellschaft - Kirche und Staat

Einzelvorträge

Aufgabe und Verantwortung der Presse in der modernen Gesellschaft - Wege moderner Familienpolitik - Moderne Städteplanung - Sitte und Brauch als gemeinschaftsbildende Kräfte - Die päpstlichen Enzykliken zur sozialen Frage - Geschichte und Soziologie - Theater heute?

Abendveranstaltungen

Wiener Burgtheater: Hugo von Hofmannsthal „Der Unbestechliche“
Hugo-Wolf-Liederabend

Lehrwanderung

Moran - Bozen - Ritten - Klausen - Meran

Anmeldungen: Südtiroler Kulturinstitut, Bozen, Südtirol, Dr.-Streiter-Gasse 29/II.

Maturantenberatung

Wie in den früheren Jahren findet auch heuer wieder die Maturantenberatung der Südtiroler Hochschülerschaft in Zusammenarbeit mit dem Landesausschuß statt. Der Termin ist für den 1. bis 3. September vorgesehen. Wir laden alle Maturanten herzlich ein, diese günstige Gelegenheit nicht zu versäumen. Die Unterbringung und der Aufenthalt sind kostenlos. Nähere Angaben werden jedem Maturanten noch rechtzeitig zugehen.

Adressen der Vorstandsmitglieder

Hofler Albain, Präsident. — Bozen, Weggensteinstraße 35, bei Melchioni.

Amor Helmut, Vizepräsident und Sozialreferent. — Bozen, Schmiedgasse 8.

Dalla Pozza Luis, Finanzreferent. — Bozen, Lauben 32.

Gruber Klaus, Referent für innere Vereinsangelegenheiten. — Bozen, Grieser Platz 13.

Kärner Dieter, Referent für Studientitelfragen. — Bozen, Mühlbachpromenade Nr. 5/d; Rom, Via della Vite 53, pr. Pettinelli.

Wellenzohn Franz, Referent für die Meraner Hochschulwochen. — Kortsch Nr. 35, bei Schlanders.

Zeiger Franz, Referent für kulturelle und gesellschaftliche Veranstaltungen. — Deutschnofen, Hof Unterzeig.

...und des Aufsichtsrats

Bergner Karl, Bozer, Kliepachweg 7.
Schrenfwein Franz, Ghran, Sebastianstraße 2.

Sölva Hermann, Kaltorn, Kellerei-straße 2.

Wir machen unsere Kollegen darauf aufmerksam, daß die Südtiroler Hochschülerschaft in der Mainnummer des *Fahrenden Skolasten* einen Photowettbewerb mit freiem Thema ausgeschrieben hat. — Einreichetermin: 15. Dezember 1960.

Unser Hochschulzeitsberger P. Hap-pacher bittet uns, seine Wiener Adresse zu veröffentlichen; sie lautet: P. Thomas Hap-pacher, Wien XIII., Lainzerstr. 138.

WISSENSCHAFT UND UNIVERSITÄT

(Fortsetzung von Seite 3)

wenden sich zu die Wissenschaft, und nicht selten gewinnt man den Eindruck, als ob man dabei erwarte, daß die Wissenschaft dem Politiker, dem Wirtschaftler die Verantwortung abnehmen solle und könne für die Entscheidung, die er zu treffen hat. Es scheint fast die Wissenschaft und die von ihr garantierte Wahrheit an die Stelle der Ordnung getreten zu sein, die sonst das öffentliche Leben trug, an die Stelle der Religion und der traditionellen Bindungen.

Ein solches die Wissenschaft überfordertes Denken neigt von sich aus dazu, überall die gleiche strenge Gesetzmäßigkeit anzunehmen, wie sie das physikalisch-chemische Geschehen im Anorganischen beherrscht. Die Anwendung einer solchen Gesetzmäßigkeit auch auf alle Bereiche, in denen es menschliches Handeln gibt, verkennt radikal das Wesen menschlicher Freiheit. Niemals kann die Wissenschaft dem handelnden Menschen mehr als Leitlinien, Anregungen, Erfahrungen zur Verfügung stellen. Es ist nicht ihre Aufgabe, durch sichere Prognose ihm die Verantwortung für die Gestaltung der Zukunft abzunehmen.

Drittens gibt es die weitverbreitete Ueberzeugung, die Universität sei nur und nichts anderes als eine Funktion der Gesellschaft. Sicher ist nicht zu bezweifeln, daß die Universität eine Funktion in der Gesellschaft hat und schon von dorthin auch den Wandlungen der Gesellschaft in ihrer äußeren Stellung in ihrer Aufgabe und auch in ihrem Selbstverständnis mit unterliegt, aber die Universität würde ihr Wesen verlieren, wollte sie sich zu einer bloßen Funktionsgröße herabmindern lassen. Immer wird sie der Gesellschaft in beziehungsreicher Unabhängigkeit gegenüberstehen müssen als die Erzieherin, die diese Gesellschaft kritisch am Ideal, am gewagten Entwurf zu messen hat.

Auf dem Hintergrund der in der Gegenwart anwesenden Geschichte und des skizzierten „Man“-Verständnisses von der Universität fragen wir jetzt nach der besonderen Funktion der Universität in der heutigen Gesellschaft.

Uns hier interessiert die Universität in erster Linie insofern, als sie Ort der Wissenschaft ist. Um die Wissenschaft, genauer: um unser Verständnis von unserer je verschiedenen Fachwissen-

Ein großes Lokal mit mehreren Nebenräumen (Zentralheizung) in der Silber-gasse als

Ordination

zu vermieten.

Nähere Auskünfte unter Tel. 21-7-74 oder bei der Anne-Apotheke in der Mustergasse.

MITARBEITER

des „Fahrenden Skolasten“ werden ge-beten, ihre Beiträge für die nächste Nummer, womöglich maschinengeschrieben an den Prozessreferenten Konrad Neulichodl, Völs a. S. (Bozen), zu senden.

schaft im Gesamt der Wissenschaften geht es uns ja in diesen Tagen. Ich sage nicht, die Universität sei nur Ort der Wissenschaft und nichts anderes dazu — um diesem Mißverständnis zu begegnen, werden wir auch einen Blick auf andere Eigenschaften der Universität werfen. Ich sage auch nicht, die Universität sei der einzige Ort der Wissenschaft — vielmehr ist heute die Wissenschaft weithin aus den engen Räumen der Universität in die meist groß-zügigen Forschungsanstalten der Indu-strie abgewandert. Seit ihrem Beginn und auch heute noch ist aber die Uni-versität in besonderer Weise der Ort der Wissenschaft.

Wissenschaft wird durch drei Merkmale bestimmt:

1. sie strebt methodische Erkenntnis an,
2. sie will zwingend gewisse Erkenntnis,
3. sie will allgemeingültige Erkenntnis.

Diese Charakterisierung der Erkenntnisweise trifft auf alle Arten der Wissenschaft zu, die nach ihrem je verschiedenen Objekt in die mathematischen, die Natur- und Geisteswissen-schaften eingeteilt zu werden pflegt. Immer muß die Methode, das plan-volle Beobachten, Denken und Folgern dem jeweiligen Sachgebiet, das eine Wissenschaft untersucht, angemessen sein; sonst bleibt nicht nur alles Bemühen fruchtlos, sondern es führt auch zur Verfälschung der Wirklichkeit. Die rechte Methode ist also eine Forderung der Sachlichkeit (Objektivität) der Wissenschaft. Diese recht verstandene Sachlichkeit bedeutet nichts anderes, als daß sie danach streben muß, die „Sache“ selbst, wie sie wirklich ist, zur Darstellung zu bringen, ohne sich durch Zuneigung oder Abneigung von der Wahrheit abdrängen zu lassen. Allein die Bindung an die Wahrheit kann die Freiheit der Wissenschaft begründen.

Die Wissenschaft strebt nach zwin-gend gewisser Erkenntnis. Für sie gibt es keinen Halt, kein Ruhen, bevor sie nicht ihren Gegenstand ganz in den Griff bekommen, ihn nicht bis in seine verborgenen Hintergründe be-griffen und aufgehellt hat. Solcher Wille aber findet seine Erfüllung nicht so bald, wenn er sich nicht in rationali-stischem Optimismus selbst trägt. Und so wird dieses Suchen nach zwingend gewisser Erkenntnis als dem Ideal jeder Wissenschaft zu einem demütigen Wis-

sen um die Grenzen menschlichen Erkennens. Die stets unfertige Erkenntnis ist in der Universität notwendig zu Hause. Für die Griechen war der Raum der Wissenschaft fertig; man konnte zwar ein Fortschreiten, aber in einem in sich abgeschlossenen Kosmos. Die moderne Wissenschaft ist universal, aber nicht in sich abgeschlossen. Es gibt nichts, was sie nicht angeht, was ihr nicht zur Frage werden kann. Bei diesem Fragen stößt sie aber an ihre Grenzen. Indem sie versucht, diese Grenzen hinauszuschieben, nähert sie sich einem Unendlichen.

Immer ist Wissenschaft auch auf dem Wege zu allgemeingültiger Erkenntnis. Die Scholastik definierte die Wissenschaft als systematische Erkenntnis von Zusammenhängen, als *cognitio ex causis*. Dieses Erkenntnisstreben, das aus dem Ungenügen am Einzelnen nach dem begründenden Einheitspunkt fragt, dieses Suchen nach der Einheit der Wissenschaft ist heute in ebenso hohem Maße erschwert wie notwendig. Erschwert, weil heute nicht mehr von Wissenschaft an sich, sondern nur noch von fachlich spezialisierten Einzelwissenschaften gesprochen werden kann. Jede Wissenschaft ist nur eine Perspektive in die Welt, keine darf glauben, die Welt zu erfassen, jede erfährt nur einen kleinen Ausschnitt der Welt. Damit erfährt sie auch nur Ausschnitte der Wirklichkeit, nicht die Wirklichkeit. Die Verästelung der Wissenschaft in subtilste Einzelfragen macht die Suche nach der Einheit der Wissenschaft zu ihrem größten Problem. Heute wird diese methodische Spezialisierung nicht mehr dogmatisch als Ideal verkündet, wie es lange Zeit, unter dem Einfluß von Aufklärung, Positivismus und Historismus geschah. Heute hat die Wissenschaft in ihren hervorragenden Vertretern die Suche nach dem Einheitsgrunde als ihre Not und Aufgabe erkannt.

Aus einem solchen Verständnis der Wissenschaft ergibt sich folgerichtig die Einheit von Forschung und Lehre als etwas Unverzichtbares für die Universität. Es darf nicht die vereinzelt schon bestehende Erscheinung von forschenden Experten und, daneben, lehrenden Professoren, die nur noch rezipieren und weitergeben und in bezug auf den „neuesten Stand der Forschung“ kaum noch auf dem laufenden sind, — diese für eine lebendige Universität traurige Erscheinung — darf nicht zur allgemeinen Norm werden.

Die allgemeine gesellschaftliche und wirtschaftliche, vor allem aber auch die technische Entwicklung hat eine fortschreitende Spezialisierung der Berufe mit sich gebracht und tritt daher mit wachsendem Bedarf an die Universitäten heran. Dazu erfordert auch die zunehmende Automation aller Lebensbereiche ein vermehrtes Aufgebot an Ausgebildeten zur Freizeitgestaltung. Dieses beschwerliche Problem der „Berufsausbildung“ mit ihrer Folge, der ungeheuer wachsenden Studentenzahl, konnte die Universität bisher nicht in solchem Umfang.

Ist mit den beiden kurz dargestellten Merkmalen der Universität, Ort der Wissenschaft und der Berufsausbildung zu sein, schon das Wesen der Universität in den Blick gekommen, oder hat diese noch außerdem eine andere Aufgabe zu erfüllen?

Immer hat es die Universität als ihr besonderes Privileg, ihre eigene Würde und ihre hohe Verpflichtung betrachtet, mehr zu vermitteln als eine „Ausbildung“, immer war sie sich mehr oder weniger klar ihrer Bildungsaufgabe bewußt.

Unter „Ausbildung“ wird hier verstanden; Ausbildung für ein bestimmtes partikuläres Ziel, zu dem der Mensch in der Ausbildung fähig gemacht werden soll. Hier ist also das „Für“ der Ausbildung, das Ziel, zugleich der Maßstab dafür, was und wie ausgebildet und was in der Ausbildung erreicht werden soll. Heute ist diese Ausbildung mehr und mehr zu einer Ausbildung für eine bestimmte Funktion der menschlichen arbeitsteiligen Produktionsgesellschaft geworden. Die Ausbildung als funktionelle Ausbildung bildet den Menschen zum Funktionär aus; nur einige wenige besitzen noch jene Freiheit, die das Wissen um das Ganze verleiht.

Gerade aber diese Freiheit, die Befreiung vom Druck des Partikulären ist es, welche Bildung über solche Ausbildung erhebt. Bildung war früher möglich in der Aneignung der Bildungsgüter. In ihnen waren die Grundlagen des gemeinsamen Verständnisses einer Gesellschaftswelt sichtbar ausgeformt, von einer Elite in dauernde, aufgreifbare, kommunikationsfähige Gestalt gebracht. Indem diese Werke gekannt und innerster Besitz eines jeden wurden, erhielt diese Welt die Versicherung ihres Bestandes. Nun gibt es heute weder diese Elite, noch die von ihr aufgestellten einheitlich anerkannten Strukturen und Maßstäbe, noch daher solche einheitlich anerkannten Symbole. So vollzog sich der Übergang vom materiellen Begriff der allgemeinen Bildung zu einem bloß formalen Begriff der Allgemeinbildung. Unter dieser formalen Allgemeinbildung wurde eine Ausbildung der allgemeinen Grundfähigkeiten, die in jedem Menschen angelegt sind und ihn zum Menschen machen, ohne Hinblick auf ein bestimmtes Berufsziel, verstanden; die Ausbildung der Denkfähigkeit, der Sprachfähigkeit, der Abstraktionsfähigkeit, des Vorstellens, Wertens, Wollens im Allgemeinen. Für die wissenschaftliche Ausbildung bedeutet das vor allem: 1. die Beherrschung des wissenschaftlichen, methodischen Rüstzeugs; 2. das plamäßige Durchstehen einer wissenschaftlichen Fragestellung.

Sehr oft wird aber, indem man in solcher formalen Allgemeinbildung die Erfüllung der Bildungsaufgabe der Universität sieht, verkannt, daß die menschliche Person weder die Summe noch die Ganzheit solcher Fähigkeiten ist; und die Freiheit, die sich in diesen Fähigkeiten ausspricht, wird nie konkrete Freiheit, wenn sie nicht ein Ziel sehen lernt, in dem sie einen Raum

ihrer eigenen Lebensmöglichkeit hat. Freiheit, die doch allein das ist, was in der Bildung sich formt, kann nicht als Fähigkeit des Menschen angesetzt werden. Sie ist Selbstbestimmung im Ganzen und für das Ganze und kann nur vom Ganzen her bestimmt werden. Nur wenn das Ganze recht erfahren wird, vollzieht sich Bildung.

Das zu erfahrende Ganze kann verschiedene Gestalt annehmen; im allgemeinen nennt man es die „Welt“. In den Wissenschaften (und damit an der Universität) heißt dieses alles umgreifende, sinngebende, Freiheit ermöglichende Ganze: die „Wahrheit“. Die Grundfrage der Bildung ist hier: Wird in dem vielen Wahren und in der Fülle der zahlreichen Einzelwahrheiten noch die Wahrheit selbst erfahren und in ihr als Grund damit Stand für die Freiheit genommen? Auf dem Hintergrunde dieser Frage erst zeichnet sich die Bedeutung der Einzeltzüge ab, die wir an der heutigen Wissenschaft feststellen.

Aus dem Gesagten ohne weiteres verständlich und deshalb nur schlagwortartig aufgerollt, seien vor allem drei Eigentümlichkeiten der Einzelwissenschaften genannt:

1. Die Isolierung der Einzelwissenschaften von den anderen Wissenschaftsdisziplinen. Die Entstehung dieser Isolierung aus der Eigenart der modernen Wissenschaft und ihre Förderung durch den belastenden Auftrag an die Universität zur Heranbildung der akademischen Berufe wurden schon dargestellt. Im engen Zusammenhang mit dieser Verselbständigung der Einzeldisziplinen und mit ihrem fortschreitenden Auseinanderleben stehen auch die weiteren Charakteristika, die wir innerhalb der heutigen Wissenschaft beobachten können; und es ist im einzelnen schwer zu sagen, was dabei Bedingung und was Folge ist. Wir beobachten:

2. das Fehlen einer permanenten philosophischen Standortbestimmung der Einzelwissenschaft im Gesamt der Wissenschaften und aus ihm fließend

3. einen erstaunlichen Pluralismus und eine erschreckende Unverbindlichkeit der Meinungen.

Natürlich sind wir uns völlig darüber im klaren, daß die Übernahme eines fertigen Weltbildes heute nicht mehr möglich und die Annahme einer totalen Weltanschauung, in der alles Einzelne je seinen Platz schon angewiesen erhalten hat, nicht einmal wünschenswert wäre. Denn sie würde jene Erfahrung der sinngebenden Wahrheit als des alle Wissenschaft umgreifenden Ganzen gerade nicht mehr ermöglichen. Es wird vielmehr die Frage zu diskutieren sein, wie sich gerade aus der recht verstandenen Freiheit der Wissenschaften das Suchen nach dem Standort im Ganzen als eine diese Freiheit erst sichernde Notwendigkeit ergibt und wie sich von hierher jede höflichende Unverbindlichkeit von selbst überholt.